Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 4

Rubrik: Kommentar

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VON ULBRICHT ZU HONECKER

Machtverschiebung in Ostdeutschland

Bürokratisches Ritual

Nach der Tschechoslowakei und Polen ist jetzt die DDR in einen Wandlungsprozess der kommunistischen Machthierarchie getreten. Freilich vollzieht sich dieser Vorgang nicht unter dramatischen Umständen, sondern nach einem geordneten bürokratischen Ritual. Am 3. Mai 1971 ist der langjährige Parteichef der SED, Walter Ulbricht, zurückgetreten und hat die Macht an seinen Stellvertreter Erich Honecker abgegeben. Zum erstenmal ist in der Geschichte der herrschenden kommunistischen Parteien ein Führungswechsel ohne die traditionellen Begleitumstände eines Komplotts oder eines durch innere und äussere Schwierigkeiten erzwungenen Sturzes vor sich gegangen. So will jedenfalls die offizielle Deutung der Ereignisse behaupten. Doch darüber sind die Experten sich nicht einig.

Die Mehrzahl der Sachverständigen im Westen hat die offizielle Version Ostberlins akzeptiert. Die im amtlichen Communiqué abgegebene Erklärung über den Rücktritt Ulbrichts, wonach ihn sein Alter zu diesem Entschluss veranlasst habe, wurde als stichhaltig angenommen. Verschiedene Anhaltspunkte über den fortschreitenden Abbau der physischen Kräfte des bisherigen SED-Chefs haben der amtlichen These geholfen. Dazu hat übrigens auch eine geschickte Flüsterpropaganda beigetragen, die kurz vor dem Machtwechsel in der SED sowohl von den sowjetischen wie auch von den ostdeutschen Apparaten in Umlauf gesetzt wurde.

Wie freiwillig war Ulbrichts Rücktritt?

Demgegenüber steht eine andere Version der skeptisch orientierten Experten, die von dem Standpunkt ausgehen, dass angesichts der prekären Lage im Vorfeld des sozialistischen Machtgefildes nach der Intervention in der Tschechoslowakei und nach der Arbeiterrevolte in Polen und dem Sturz Gomulkas ein Führungswechsel in der Parteispitze der SED im dritten und wichtigsten Glied des sogenannten «Eisernen Dreiecks» nicht opportun gewesen wäre, wenn nicht ausserordentliche und wichtige Gründe vorhanden gewesen seien.

Hinzu kommt noch ein weiteres Argument, das von dieser Seite angeführt wird, und zwar die Mentalität Ulbrichts und sein besonderes Verhält-

nis zur Macht. Der These vom freiwilligen Rücktritt, die sich nur auf die Art der Bekanntgabe des ganzen Vorgangs stützt, steht die ebenfalls nicht durch einwandfreie Tatsachen begründete Antithese, wonach Ulbricht in letzter Zeit die Koordinierung der Politik innerhalb des Warschauer Paktes und des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe erschwerte. Seine Autorität war aber derart gross und die Beharrlichkeit, mit der er seine Konzeptionen verteidigte, so konsequent, dass er immer wieder seinen Standpunkt mit Erfolg durchsetzen konnte. Ausserdem soll er stets von dem Konzept ausgegangen sein, dass die DDR durch ihre besondere Lage in einem geteilten Deutschland eine Sonderstellung einnehmen müsse. Er soll auch im Konflikt zwischen Moskau und Peking eine eigenwillige und mit der Haltung Breschnews nicht immer übereinstimmende Position vertreten haben.

Die Gelegenheit zu seiner Absetzung soll sich aus den Debatten bei der Vorbereitung des SED-Parteitages ergeben haben. Ulbrichts Konzeption über ideologische, politische und wirtschaftliche Zielsetzungen des Parteitages löste Meinungsverschiedenheiten im Politbüro aus. Der SED-Chef soll die Vertrauensfrage mit gleichzeitigem Rücktritt gestellt haben, falls seine Vorschläge nicht akzeptiert würden, und das soll von seinen Gegnern ausgenützt worden sein. Nachdem das Rücktrittsangebot die Zustimmung von der Mehrheit des Politbüros sofort akzeptiert wurde, ist nach dieser Version der Führungswechsel beschlossen worden. Die Folge davon war die später für die Öffentlichkeit bestimmte Information über einen konfliktlosen Vorgang.

Abbau der Autorität Ulbrichts

Laut Beschluss des 16. Plenums des ZK des SED wurde Ulbricht ein in den Statuten der Partei nicht verankerter Ehrenposten eines «Vorsitzenden» zuerkannt. Aber seine Autorität wird konsequent abgebaut. Er bekleidet zwar nach wie vor das Amt des Vorsitzenden des Staatsrates, aber gerade die Schaffung einer repräsentativen, in Wirklichkeit völlig ambivalenten Funktion eines «Ehrenvorsitzenden» in der SED lässt vermuten, dass er in absehbarer Zeit auch als Staatsoberhaupt ausgebootet wird.

Für den Untergang einer übergeordneten und richtungweisenden Position des bisherigen SED-Chefs ist die Umwandlung der Tagesordnung für den kommenden Parteitag der SED Mitte Juni kennzeichnend. Ulbricht sollte dabei nur eine fragmentarische, flankierende Rolle spielen. Sein gesamtes Konzept, das im Januar auf dem 15. ZK-Plenum von ihm entfacht wurde, ist binnen kurzer Zeit, nach dem Führungswechsel, vollständig geändert worden. Nach dem ursprünglichen Plan sollte Ulbricht das Programm eines ausgereiften Sozialismus verkünden, der sich «bereits im Zuge der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus und bestimmter Elemente des Übergangs zum Kommunismus» befindet. Ulbricht wollte auch die internationalen Probleme und dabei die Aussenpolitik der DDR, ihr Verhältnis zur Bundesrepublik und manches mehr behandeln. Aber ein solches Programm hätte den Rahmen der ideologischen und politischen Analyse der Situation viel breiter und tiefer abgesteckt, als das auf dem 24. Parteitag der KPdSU der Fall ge-

wesen ist. Das hätte den Eindruck erweckt, dass die SED in einigen grundsätzlichen Fragen der hegemonialen Mutterpartei voraus ist. Auf solche Ideen reagieren die sowjetischen Genossen stets allergisch. So ist die gesamte Problematik des 8. Parteitages der SED sowohl ideologisch wie auch politisch und wirtschaftlich auf den Rahmen zurückgesteckt worden, der der Stellung der DDR im Verhältnis zur Sowjetunion entspricht.

Protokollarisches Omen

Der erwähnte Abbau der Autorität Ulrichts ist schliesslich Mitte Mai anlässlich eines Antrittsbesuches des neuen SED-Chefs, Erich Honecker, bei Leonid Breschnew offenkundig geworden. Obwohl sich auf der sowjetischen Seite auch das Staatsoberhaupt Podgorny befand, hat man auf die Teilnahme Ulbrichts an diesem wichtigen Orientierungsgespräch verzichtet. Solche protokollarischen Mängel sind nicht zufällig, sondern sie veranschaulichen die tatsächlichen Machtverschiebungen. Die Behinderung wegen Krankheit traf diesmal nicht zu, weil Ulbricht zur gleichen Zeit verschiedene Pflichten als Staatsratsvorsitzender erfüllte.

Bei diesem Blitzbesuch, der nur einen Tag dauerte, dürften Honecker und Breschnew die Weichen für den 8. Parteitag und für die weiteren personellen Veränderungen vereinbart haben. Auch wirtschaftspolitische Fragen waren bedeutungsvoll, denn auf der sowjetischen Seite assistierten Breschnew und Kossygin die zuständigen Spitzenfunktionäre aus dem ökonomischen Bereich. Wirtschaftsprobleme dürften für den kommenden SED-Parteitag von eminenter Tragweite sein. Honecker wurde bei dem Moskauer Antrittsbesuch von keinem Wirtschaftsfachmann begleitet. Das würde darauf deuten, dass die Verantwortung für die Rückschläge in der ostdeutschen Konjunkturpolitik und damit auch bei der Erfüllbarkeit der eingegangenen Verpflichtungen gegenüber der Sowjetunion und den Comecon-Ländern noch nicht endgültig entschieden wurde. In dieser Frage dürfte der Verlauf des Parteitages einige inhaltliche oder auch personelle Überraschungen bringen.

Bewegung in der Parteihierarchie

Erich Honecker hat die Vorbereitungen zu dem Parteitag dazu benützt, um die seit Jahren unter den Machtbefugnissen Ulbrichts erstarrte Parteihierarchie umzukrempeln. Er ist dazu übergegangen, bereits vor den Weichenstellungen, die von dem Parteitag getroffen werden, Anordnungen zu treffen. Es geht ihm offenbar darum, dass seine Kaderpolitik günstige Voraussetzungen schafft, um dann während des 8. Parteitages weitere personelle Verschiebungen leichter durchzuführen.

Er ist dabei, sich eine eigene Hausmacht zu schaffen und eventuelle Machtkonkurrenten im Parteiapparat auszuschalten. Als wichtigster Schachzug in diesem Zusammenhang ist die Versetzung mehrerer Erster Parteisekretäre in den Bezirksorganisationen zu werten. So ist der 55jährige Horst Sindermann – bislang Erster Parteisekretär in Halle – auf Betreiben Honeckers zum Ersten stellvertretenden Ministerpräsidenten ernannt worden. Sindermann galt stets als ein talentvoller und zugleich ambitiöser Funktionär. Er weist einen ähnlichen Werde-

gang wie Honecker auf, denn er war auch nicht im Moskauer Exil, sondern wurde zwischen 1933 und 1945 in Zuchthäusern und Konzentrationslagern inhaftiert. Dem heutigen SED-Chef war er in zwei Sphären überlegen, nämlich in ideologischer und verwaltungsökonomischer Hinsicht. Seine Versetzung in den Regierungsapparat sieht äusserlich nach einem Aufstieg aus, bedeutet aber in Wirklichkeit, aufgrund der Unterschiede in der Machtkonstruktion eines kommunistischen Systems, eine Ausschaltung als pontentieller Rivale Honeckers. Doch diese Versetzung konnte nur nach gewissen Spielregeln erfolgen, und zwar aufgrund eines verbindlichen Versprechens, dass Sindermann eines Tages Willy Stoph als Regierungschef ablösen wird. Anders kann man sich diese Regelung kaum vorstellen. Damit bleibt aber die Frage offen, ob Willy Stoph nach dem Rücktritt Ulbrichts als Staatsratsvorsitzender in dieses Amt aufrückt und, falls ja, was aus dieser Funktion wird.

Zahlreiche Personalverschiebungen

Dazu kommen noch zwei weitere Wachablösungen: in Ostberlin und in Frankfurt an der Oder. Der bisherige Erste Parteisekretär der Ostberliner Organisation Paul Verner, der zwei Jahre älter als Honecker ist, hat diesen Posten niedergelegt, um in die Oberste Parteihierarchie überzuwechseln. Da er mit dem neuen SED-Chef durch eine ähnliche Karriere in der kommunistischen Jugendbewegung verbunden war, wird Verner vermutlich den Posten des Zweiten Sekretärs bekleiden. Kurz nachdem er abgelöst wurde, hat sich Ähnliches in Frankfurt an der Oder abgespielt. Dort ist der bisherige Erste Bezirkssekretär Erich Mückenberger für andere – angeblich verantwortungsvolle – Aufgaben in der Parteihierarchie freigestellt worden. Er gehört zu der älteren Generation und kommt aus der Sozialdemokratie. Beide Gründe sprechen dafür, dass er nur einen zweitrangigen, vorwiegend repräsentativen Posten erhält.

Bedeutungsvoller scheinen die Nominierungen in den freigewordenen Parteipositionen zu sein. Anstelle von Paul Verner ist an die Spitze der Ostberliner Parteiorganisation der bisherige Zweite Sekretär, Konrad Naumann, aufgerückt. 1928 geboren, hat er in der Nachkriegszeit unter den Fittichen Honeckers, als dieser noch Leiter des kommunistischen Jugendverbandes FDJ war, eine systematische Karriere gemacht. Da er seinen Aufstieg fast ausschliesslich der Zusammenarbeit mit dem heutigen SED-Chef verdankt, ist es klar, dass Honecker die wichtige Ostberliner Parteiorganisation im Griff haben wird. Das gleiche gilt für die Neubesetzung des nicht weniger bedeutungsvollen Postens in Halle. Dort hat Sindermanns Platz Werner Fellfe übernommen. Auch er ist Jahrgang 1928 und hat genau die gleiche Laufbahn hinter sich wie Naumann. Zwischen 1954 und 1957 war er stellvertretender Leiter der FdJ. Man sagt ihm noch bessere Verbindungen zu Honecker nach als Naumann. Das gilt auch für die Nachfolge Mückenbergers in dem an Polen grenzenden Parteibezirk Frankfurt an der Oder. Auch dort ist ein ehemaliger FdJ-Funktionär – Hans Joachim Hertwig – zum Ersten Sekretär bestellt worden. Er steht im gleichen Alter wie Naumann und Fellfe und bekleidete verschiedene wichtige Funktio-

nen im FdJ-Apparat. Danach war er zwischen 1964 und 1966 stellvertretender Leiter der kommunistischen Kinderorganisation «Thälmann-Pioniere». Zusammen mit dem Leipziger Parteisekretär Schuhmann und einigen Generälen in der Volksarmee, mit Verteidigungsminister Hoffmann an der Spitze sowie im Sicherheitsapparat, ist das eine ansehnliche Hausmacht Honeckers.

Bogdan A. Osadczuk-Korab

INFORMATIONSMEDIEN ALS PRÜGELKNABEN?

Eine französische Regionalzeitung, der «Courier Picard», hat kürzlich zusammen mit der pikardischen Regionalequipe von Radio und Fernsehen im direkten Kontakt mit entsprechend ausgewählten Publikumsgruppen herauszufinden versucht, wie ihre Information von der «Konsumentenseite» her beurteilt werde. 350 Leser und Zuschauer, soziologisch und berufsmässig repräsentativ zusammengesetzt, wurden in einer Serie von Diskussionen in kleinen Gruppen durch Journalisten um ihre offene Meinung befragt. Die wichtigsten Gesichtspunkte wurden darauf in einer «Vollversammlung» nochmals erläutert und erhärtet.

Vorwürfe

Die wesentlichsten Vorwürfe waren die folgenden: Die Journalisten seien *zu wenig objektiv;* entweder übten sie «Eigen-Zensur» (bei der Presse), oder sie würden von staatlichen und anderen Instanzen zu sehr bevormundet. Ferner seien die Informationsmedien zu sehr auf *«negative Nachrichten»*, das heisst auf die Schilderung von Verbrechen und Krawallen ausgerichtet. Ausserdem sei die Information *zu wenig verarbeitet* und kommentierend vertieft. Und schliesslich versäumten es die Journalisten, von sich aus Probleme aufzugreifen; sie würden immer erst aktiv, wenn ein *Anstoss von aussen* erfolge.

Nun müsste man eigentlich annehmen, dass dieser Bericht für uns hierzulande ohne grosses Interesse sei: Die Picardie ist weit weg; das französische Fernsehen ist spätestens seit de Gaulle, so heisst es, unter der Fuchtel der Regierung; und die Regionalpresse in Frankreich ist, so geht jedenfalls die Mär, entsprechend dem zentralistischen Staatsaufbau und der Dominanz von Paris eher unterentwickelt. Indessen widerfuhr es dem Schreibenden kürzlich, dass er in einem Dorf am Zürichsee als Pressemann Red und Antwort über die Rolle und Situation der Massenmedien zu stehen hatte. Und dabei sah er sich fast auf der ganzen Linie an den Bericht aus der Picardie erinnert: Es fehlte weder der Vorwurf mangelnder Objektivität und mangelnden Muts noch jener des Übermasses an negativen Nachrichten. Neu hinzu kam lediglich der Vorwurf einer informativen *Überfütterung des Bürgers.*

Ein Zufall? Das ist doch wohl kaum anzunehmen. Es scheint vielmehr, dass

den Informationsmedien in freiheitlichen Industriegesellschaften jenseits aller nationalen Verschiedenheiten *gemeinsame Merkmale und Probleme* anhaften, welche das Publikum in wachsendem Masse beunruhigen. Nun ist es zwar ohne Zweifel so, dass die Massenmedien in den Augen weiter Kreise eine Art von *Prügelknaben-Rolle* zugewiesen erhalten haben: Je schwieriger es wird, mit der unruhigen Jugend fertig zu werden, und je problematischer es ist, den wachsenden Wohlstand zu verdauen, um so stärker geraten alle jene Institutionen ins Kreuzfeuer der Kritik, denen das öffentliche Bewusstsein eine *erzieherische Aufgabe* zuweist. Und dazu gehört in der Demokratie zweifellos auch das Informationswesen als wesentlicher Träger der «*vierten Gewalt*», der öffentlichen Meinung.

Auch wenn man diese «Prügelknaben»-These nicht zu akzeptieren vermag – die Informationsmedien sind schliesslich nur *ein* Element des öffentlichen Lebens unter vielen andern, und sie können die Welt letzten Endes nicht besser beschreiben, als sie sich darbietet –, so bleiben aber doch ernste Probleme offen, deren Diskussion nicht nur im Interesse eines Berufsstandes, sondern in dem der Allgemeinheit liegt. In diesem Sinne sind die angeführten Vorwürfe weitgehend zum Nominalwert zu nehmen, auch wenn sich die angeschnittenen Fragen aus der Perspektive der Informationsträger teilweise in anderer Akzentuierung manifestieren.

Schrumpfung des Dialogs

Um mit der *Objektivität* zu beginnen: Es ist niemandem – und damit auch dem Journalisten nicht – gegeben, die *ganze* Wahrheit zu erkennen und zu sagen. Aus diesem Grunde ist das Pressewesen der Demokratie *pluralistisch* angelegt. Man geht mit anderen Worten davon aus, dass sich die verschiedenen Organe und Stimmen ergänzen und damit ein möglichst grosses Wirklichkeitsspektrum zuhanden der Bürgerschaft möglichst präzis erfassen. Dieser Pluralismus der Informationsträger ist heute in doppelter Hinsicht in Frage gestellt. Im *Pressewesen* hat aus wirtschaftlichen Gründen ein *Konzentrationsprozess* eingesetzt – mit der Folge, dass immer häufiger regionale Zeitungsmonopole eines einzelnen Verlags und einer einzelnen Redaktion entstehen. Damit ist zumindest im Sektor der *regionalen* Information die Vielfalt der Stimmen nicht mehr immer gegeben. Dazu kommt, dass im *Radio- und Fernsehwesen* ein Pluralismus der Informationsträgerschaft aus Gründen des technischen und finanziellen Aufwandes praktisch nur in grossen Staaten in Frage kommt.

Zweifellos hängt es mit dieser Schrumpfung des Dialogs zwischen verschiedenen Publikationsorganen zusammen, wenn heutzutage der Ruf nach vermehrter Objektivität immer stärker wird. Eine direkte Folge besteht darin, dass unter diesen Umständen die Meinungsfreiheit des einzelnen Journalisten *innerhalb* seines Organs von weit höherem öffentlichen Interesse ist, als dies früher der Fall war, ganz abgesehen davon, dass durch die Monopolisierungstendenzen auch die *Freizügigkeit* und damit die Freiheit des einzelnen Journalisten *eingeschränkt* wird.

In diesem Bereich nun bestehen offensichtlich noch beträchtliche Schwierigkeiten der Definition und Kodifizierung. Auch wohltönende Redaktionsstatute bewahren bekanntlich die Jour-

nalistenteams nicht immer davor, sich vor «Gegebenheiten» verschiedenster und nicht zuletzt persönlicher Art beugen zu müssen. Auch die beste Zeitung ist darauf angewiesen, eine angemessene Auflage und damit die nötige Attraktivität für die unentbehrlichen Inserenten präsentieren zu können; und das wiederum heisst, dass die Bedürfnisse und «Konsumgewohnheiten» der Leser bei der Blattgestaltung im Blick behalten werden müssen.

Darüber hinaus ist nicht zu verkennen, dass gerade die besten Zeitungen sehr oft durch die starke Persönlichkeit eines Einzelnen geprägt worden sind. Als Beispiel sei hier nur Hubert Beuve-Méry, der Gründer und langjährige Chef von «*Le Monde*» angeführt. Bei all seiner Liberalität hat er sein Team in einem Masse geformt, dass es schwerfällt, an die voll realisierte individuelle «Pressefreiheit» seiner Mitarbeiter zu glauben. Damit sei angedeutet, dass man sich davor hüten muss, die Pressefreiheit allzu absolut und individualistisch aufzufassen. Die Freiheit des Einzelnen findet auch hier ihre Schranken in den legitimen Bedürfnissen und Interessen der andern – im Falle des Redaktors nicht zuletzt auch im *ideellen Konzept* der Zeitung als Institution. Das ändert allerdings nichts daran, dass das Problem der «internen» Freiheit der Journalisten in Presse und – vor allem auch – in Radio und Fernsehen eine ernste Frage darstellt, um deren bessere Lösung noch während längerer Zeit wird gerungen werden müssen.

Aufspürer von Defekten

Auch der Vorwurf allzu grosser Vorliebe für «*negative Nachrichten*» ist nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Es ist nicht zu leugnen, dass ein Teil der Presse immer stärker zum «Geschäft mit dem Verbrechen» und der Sensation neigt und dass dies auch auf die übrigen Zeitungen und Medien seine Sogwirkung ausübt. Zwar drängt sich hier das Argument von «Angebot und Nachfrage» auf: Die moderne Boulevardpresse ist offensichtlich in eine «*Marktlücke*» eingestiegen, entsprach also einem «Konsumbedürfnis». Wenn man aber das alte Postulat von der Presse als einer Wächterin im Staate nicht gänzlich abschreiben will, so ist sofort beizufügen, dass es zu billig wäre, hier die Verantwortung einfach auf das Publikum abzuwälzen.

Anderseits ist es bei genauem Betrachten nicht einfach, hier für Remedur zu sorgen. Die Grundsätze der Pressefreiheit und der liberalen Marktwirtschaft erlauben keine staatliche oder andere Einflussnahme, so lange keine Straftatbestände vorliegen. Das heisst nichts anderes, als dass der «schwarze Peter» letzten Endes doch weitgehend beim «Konsumenten» landet, jedenfalls soweit es das Feld von «Sex and crime» betrifft. Etwas anders liegt der ebenfalls kaum bestreitbare Sachverhalt, dass der Journalismus als Ganzes eine Neigung zum «*Aufspüren von Defekten*» hat und im allgemeinen politische und andere Katastrophen auffälliger und ausführlicher behandelt als den soliden, aber langweiligen Alltag des öffentlichen Lebens.

Liegt dies aber nicht wenigstens zum Teil im Wesen der Information selbst begründet? Ist es nicht eine legitime Hauptaufgabe des Journalismus, auffällige Neuigkeiten des Tages so zu präsentieren, wie sie auch von der Öffentlichkeit im allgemeinen gewichtet

werden? Ist die «vierte Gewalt» darüber hinaus nicht in erster Linie eine *Instanz der kritischen Wachsamkeit*, parallel zur Wächterrolle des Bürgers im Staate? Es dürfte mit anderen Worten schwer sein, die kritische Grundhaltung des Journalismus zu modifizieren, ohne die Rolle der Informationsmedien grundlegend zu verändern.

Dass es Kritik *und* Kritik gibt, versteht sich dabei von selbst. Das Wort «aufbauend» als Gegenstück zu «zersetzend» ist zwar fast unbrauchbar geworden. Das ändert aber nichts daran, dass richtig verstandenes «Aufspüren von Defekten» von der Idee der Presse her letzten Endes *positiv* angelegt sein muss. Allerdings – und damit sei der letzte der angeführten Vorwürfe noch kurz gestreift – stehen die Journalisten heutzutage mitten in einer *Informationsflut*, die sie oft selbst kaum noch zu bewältigen vermögen. Dabei leidet nicht nur die *Qualität* von Wiedergabe und Kommentierung, sondern es ist auch immer schwerer, noch genügend Musse und Kraft auszusparen, um selbständig Probleme aufzuspüren, öffentlich bewusst zu machen und damit deren Lösung vorzubereiten. Der Journalist – das wird heutzutage allzu gern vergessen – ist der hektischen Dynamik dieser Zeit in ganz besonderem Masse ausgesetzt. Entfernt er sich aber vom Puls der Zeit, dann ist er kein Journalist mehr.

Richard Reich

ISOLIERTE ARMEE?

Die Armee – Objekt der Kritiksucht

In den Diskussionen der schweizerischen Massenmedien machen sich im Verlaufe der jüngsten Zeit immer mehr Stimmen der Kritik gegenüber der Armee bemerkbar. Wenn man diesen Stimmen unbesehen Glauben schenken würde, müsste man beinahe ein schweizerisches Wehr-Malaise als wahrscheinlich unterstellen, ja müsste man gar annehmen, unsere Armee sei in eine Isolierung geraten, die gefährliche Ausmasse anzunehmen drohe. Entspricht eine solche Wertung den Tatsachen?

Man kann nicht bestreiten, dass Kritik am Wehrwesen immer lautstärker wird. Es ist Mode geworden, die Armee zum Sündenbock staatlicher Unzulänglichkeiten zu stempeln. Kritik an der Armee wurde zur billigsten Methode der Popularitätshascher. Die Kritiklust und Kritiksucht erstreckt sich allerdings auch auf die übrigen Bereiche des Staates und der Gesellschaft. Das Nein wird zur salonfähigsten Parole unserer Zeit.

Langmut hat Grenzen

Die für ein gesundes, den Bedürfnissen der Zeit gewachsenes Wehrwesen Verantwortlichen tragen dieser Entwicklung gegenüber eine Langmut und eine Nachsicht zur Schau, die nicht

nur enttäuschend ist, sondern mehr und mehr unverständlich wird. Es besteht eine Selbstverständlichkeit: An der schweizerischen Demokratie und an unserer Milizarmee ist und bleibt Kritik erlaubt, ja notwendig. Weder der Staat, noch die Wirtschaft, noch die Armee sind tabu. Positive Kritik hat zu allen Zeiten zur aufbauenden Korrektur in eidgenössischen Angelegenheiten beigetragen. Wo aber Kritik in übelwollende Polemik oder gar in fruchtlose Negation umschlägt, sind Gegenaktionen notwendig. An diesen fehlt es.

Kluft zwischen Armee und Volk?

Auch der fanatischste Armeegegner wird nicht bestreiten können, dass die Isolierung der Armee eine glatte Erfindung ist, dass im Gegenteil nach wie vor die überwiegende Mehrheit unseres Volkes sich positiv zur Landesverteidigung einstellt. Diese Gewissheit wird nicht widerlegt durch die Tatsache, dass die Generation, die den Zweiten Weltkrieg nicht mehr wissentlich erlebte und die sich an den Zustand der Nichtkriegführung des letzten Vierteljahrhunderts gewöhnte, das Sicherheitsbedürfnis und die Verteidigungsnotwendigkeit der Schweiz anders beurteilt als die Aktivdienst-Generation 1939–1945. Es stimmt aber nicht, dass sich zwischen Volk und Armee eine Kluft aufgetan hat. Aber es gibt Kreise, die ein Interesse daran haben, dass diese Kluft aufgerissen wird, dass sie tief wird und unüberbrückbar bleibt.

Merkwürdige Entwicklungen

An unseren Schulen aller Stufen mehren sich die Lehrkräfte, die mithelfen, den Wehrwillen zu untergraben. Vor allem an Mittel- und Hochschulen gibt es Lehrer, die offen gegen Wehrpflicht und Dienstleistung Propaganda treiben, ohne dass die Wahlbehörden die geringsten Bemühungen zur Korrektur unternehmen. Die Massenmedien präsentieren solche Armeegegner zunehmend in wohlwollender Aufpolierung. Appelle zur militärischen Gehorsamsverweigerung durch linksradikale Gruppen oder demonstrative Deponierung der Militäreffekten vor öffentlichen Gebäuden finden kaum einmal die unwillige Ablehnung der Massenmedien.

Auch unsere Zeit zeigt wie die Vergangenheit aller Völker die klägliche Erscheinung, dass die gesunde Mehrheit eines Volkes untätig und passiv die aggressiven Methoden radikaler Minderheiten duldet. Jeder gewalttätige Umsturz ist mit diesem Radikalismus eingeleitet worden. Die für unsere Landesverteidigung sich verantwortlich fühlenden Bürger und Behörden scheinen diese historische Erfahrung zu vergessen.

Dienstverweigerung: klärender Entscheid fällig

Es braucht keineswegs massive Reaktionen. Aber es wird zum mindesten notwendig, klare Sicht zu schaffen in den verschiedenen Bezirken armeegegnerischer Propaganda. Hiezu rechnen wir die Propaganda der *Dienstverweigerer*. Es sei jedoch von Anfang an festgehalten, dass die Dienstverweigerung nur *ein* Problem und keineswegs *das* Problem der Armee darstellt. Die Zahl der Dienstverweigerer ist ja nach wie vor äusserst bescheiden. Von 340 000 Dienstleistenden im Jahre 1969 haben lediglich 133 – auf 10 000 somit rund 4 – den Dienst

verweigert. Bei diesem Zahlenverhältnis kann man wahrlich nicht von einem schwerwiegenden eidgenössischen Problem sprechen. Die Angelegenheit wird jedoch zielbewusst hochgespielt von einer Anzahl extremer Antimilitaristen und Pazifisten, denen es mehr um das Schüren gegen die Armee zu tun ist, als um die Schutzwürdigkeit von Dienstverweigerern aus Gewissensgründen.

Es ist berechtigt, auch für die kleine Zahl der Dienstverweigerer aus religiösen Gründen eine Lösung zu suchen, die ihrem persönlichen Gewissen wie den Anforderungen des Staates Rechnung trägt. Eine solche Lösung behebt jedoch das Problem der Dienstverweigerung nicht, weil ein Grossteil der Dienstverweigerer jeglichen Ersatzdienst ablehnt. Das Nein dieser Dienstpflichtgegner ist nicht das Nein gegenüber der Armee, sondern gegenüber dem schweizerischen Staat. Hier wird ein klärender Entscheid fällig. Wir erachten es als erwünscht, dass das Schweizervolk die Möglichkeit erhält, sich in einer Abstimmung darüber auszusprechen, ob es an der allgemeinen Wehrpflicht festhalten oder ob es eine Ausnahmeregelung für Dienstgegner zulassen will. In einem Volksentscheid soll klar zum Ausdruck kommen, wie der Souverän das Problem der Dienstverweigerung unter dem Gesichtspunkt der staatsbürgerlichen Pflichterfüllung beurteilt.

Armeereformen

Die Feststellung, dass von einer Isolierung der Armee nicht die Rede sein könne, enthebt keineswegs der Verpflichtung, die innere Gesundheit der Armee und deren Schwächen zu prüfen. Die Selbstüberprüfung gehört im Gegenteil zu den jederzeit dringlichen Verpflichtungen der militärisch Verantwortlichen. Zur Gewährleistung der Verbundenheit zählt deshalb insbesondere die Selbstkontrolle über die geistige Richtung und Zielsetzung der Armee. Da vor allem die Milizarmee zur Einheit mit dem Volk prädestiniert ist, muss sie sich den geistigen Veränderungen des Volkes anpassen. Niemand kann übersehen, dass die sprunghafte Entwicklung der Technik das geistige und das gesellschaftliche Wesen auch unseres Volkes beeinflusst und verändert. Wenn die Armee nicht ausserhalb dieser unausweichlichen Veränderungen stehen will, muss sie sich ihnen anpassen. Diese Anpassung ist bewusst vorgenommen worden.

Der «Bericht Oswald» im Kreuzfeuer

Die Untersuchungen der geistigen und gesellschaftlichen Wandlungen fanden ihren Niederschlag im sogenannten «Bericht Oswald», der in den Schlussfolgerungen eine Anzahl Anpassungen vorschlägt, die seither als «innere Armeereform» bezeichnet werden. Seit der Bundesrat diese Reformen in ihrem formalen Teil in Kraft gesetzt hat, sind die Folgerungen des Berichtes emsiger, oft sehr emotioneller Diskussion ausgesetzt. Teilweise wurde den Neuerungen entgegengehalten, sie seien eine unangemessene Konzession an unerfreuliche geistige Modeströmungen. Die Befürworter anderseits betonen, die Anpassung sei mit Rücksicht auf die Gewährleistung der Kriegstauglichkeit der Armee notwendig gewesen, um vermehrt Zeit für die wirklich kriegsgenügende Ausbildung auf Kosten weni-

ger wichtiger Ausbildungsziele zu gewinnen.

Kernfrage Ausbildung

Das Urteil über die Notwendigkeit einer Änderung von Ausbildungsmethoden wird im militärischen wie im zivilen Sektor immer subjektiv sein und sehr verschieden lauten. Das Mass einer Anpassung wird jederzeit und überall umstritten bleiben. Die eingeführten Reformen sind zweifellos ein Zugeständnis an die neue Zeit. Dass Anpassungen berechtigt, ja notwendig waren, wird kaum bestritten. Welches Mass ist richtig? Entscheidend dürfte sein, ob die Reformen unzweckmässig, unvernünftig, zu weitgehend waren, oder ob sie gar an den Grundfesten der schweizerischen Milizarmee rütteln. Nachdem die Reformen seit einigen Monaten im Dienstbetrieb der Schulen und Wiederholungskursen zur Anwendung gelangen, lässt sich auf Grund der Erfahrungen diese Frage nicht bejahen. Man kann in guten Treuen die eine oder andere Neuerung für richtig oder wenig geeignet halten. In der Westschweiz überwiegen bekanntlich die skeptischen Urteile. Nachdem die Reformen in Kraft sind, bleibt aber wohl das einzig Zweckmässige, aus ihnen das Beste herauszuholen. Sofern die Vorgesetzten die Anpassungen als Grenze der Zugeständnisse handhaben, werden die Neuerungen der Disziplin keinen Abbruch tun. Das Bewusstsein und die Einhaltung dieser Grenze bestimmt den Wert oder Unwert der Reformen.

Man darf den Bericht Oswald nicht nur als Vorschlag für formelle Anpassungen beurteilen. Nicht die Änderungen der dienstlichen und militärischen Formen sind die Hauptsache. Das Schwergewicht liegt auf Vorschlägen, die die Ausbildungsvoraussetzungen entscheidend verbessern wollen. Der Bericht enthält konkrete und wertvolle Vorschläge für die so notwendige Besserstellung des Instruktionskorps und für eine neuzeitliche Ausgestaltung der Ausbildungsplätze. Diese wichtigen Vorschläge dürfen unter dem breiten Disput über die äusseren Formen nicht in Vergessenheit geraten. Es ist bezeichnend, dass politische Kreise, die den Wehrausgaben als Abbauer zu Leibe rücken wollen, die Vorschläge für die Ausbildungsverbesserung bereits als zu kostspielig zu torpedieren beginnen. Hier wird Wachsamkeit dringlich.

Grosser Nachholbedarf

Was an Formen geändert wurde, ist lediglich eine Äusserlichkeit. Der Kernpunkt der Reformen liegt in der Schaffung von Schulungsmöglichkeiten für eine wirklich kriegsgenügende Ausbildung. Auf diesem Sektor hat die Eidgenossenschaft zu lange gespart. Der Nachholbedarf ist gross. Der Verzicht auf die Achtungstellung und auf das «Herr» in der Anrede der Offiziere trifft die Kriegstauglichkeit unserer Armee nicht. Wer lediglich mit der Befürwortung dieser Änderungen protzt, hat für Wehrgesinnung und Wehrbereitschaft noch keinen zählbaren Beitrag geleistet. Erst der Entscheid über die Kredite, welche der Bericht Oswald für die wirklichkeitsnahe Ausbildung fordert, wird beweisen, welche Parlamentarier und welche Parteien ernsthaft und verantwortungsbewusst für unsere Landesverteidigung einstehen.

Ernst Uhlmann

FRANCESCO CHIESA

Zum 100. Geburtstag am 5. Juli 1971

Nicht weit von der italienischen Grenze, in Sagno, einem kleinen Bergdorf von ungefähr zweihundert Einwohnern, das an den Hängen des Bisbino im Mendrisiotto gelegen ist, kam Francesco Chiesa am 5. Juli 1871 zur Welt. Von jener Gegend aus schweift der Blick weit über die lombardische Ebene hin, und wenn die Luft klar ist, sieht man ganz am Rande des Horizonts die weissen Marmorzacken des Mailänder Doms.

Seit Jahrhunderten ist die Familie Chiesa in Sagno eingebürgert. Der Grossvater des Dichters war Maler und amtete als Zeichenlehrer in Como. Der Vater erbte den Blick für Formen und Farben und wurde Ornamentenmaler. Er unternahm es, die Chiesa-Kapelle in Sagno auszumalen. Der vor zwölf Jahren verstorbene Bruder Francescos, Pietro Chiesa, setzte die Malertradition fort. Von ihm stammen die Illustrationen zu des Dichters Sonettenfolge *Kalliope*. Die Mutter des begabten Brüderpaares kam aus Rovio, auch ihre Vorfahren waren Maler. Unter diesen Voraussetzungen ist es nicht verwunderlich, wenn man aus Francesco Chiesas dichterischem Werk, besonders aus seinen späteren Gedichten und Erzählungen, den Augenmenschen deutlich herausspürt.

Als Knabe besuchte Francesco Chiesa die Schulen von Mendrisio und Lugano. Anschliessend studierte er an der Universität Pavia die Rechte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat arbeitete er zunächst als Sekretär des tessinischen Staatsanwalts, wandte sich dann jedoch von dieser Tätigkeit ab und wurde Lehrer für Literatur und Kunstgeschichte am Lyzeum in Lugano. Eine verständnisvolle Lebensgefährtin fand er in Corinna Galli. Aus der Ehe mit ihr stammen seine beiden Kinder, Sohn und Tochter.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurde der Dichter zum Rektor des Lyzeums in Lugano gewählt. Neben seinem Doppelberuf als Dichter und Schulleiter war er Vorsteher der tessinischen Kantonsbibliothek. Seit vielen Jahren lebt er in seinem rebenumrankten Haus in Lugano-Cassarate.

Schon früh begann er mit seinen Arbeiten an die Öffentlichkeit zu treten. Mit dem Advokaten Bossi zusammen gründete er unter dem Titel *Die moderne Idee* eine Zeitschrift, die sich jedoch nicht lange zu halten vermochte. Der erste Gedichtband *Vorspiel* erschien, als der Dichter sechsundzwanzig Jahre alt war, in Mailand. Die musikalischen Strophen dieser Verse enthalten – wie auch die Gedichte der später erscheinenden *Gold-Alleen* und *Tröstungen* – viel Traum und Phantasie.

Noch einmal versuchte Chiesa eine Zeitschrift zu gründen: die *Kleine Tessiner Revue*. Doch auch dieser Versuch, der literarisch interessierten Leserschaft der Südschweiz die neueren Werke tessinischer Schriftsteller nahezubringen, scheiterte nach zwei Jahren, nicht so sehr, weil die Leser fehlten,

als an dem Mangel einheimischer Mitarbeiter. In dieser Zeitschrift veröffentlichte Chiesa seine *Hyperbolischen Briefe*, in denen er von sich selber sagt: «Er war ein etwa dreissigjähriger Mann, weder gross noch klein, weder schön noch hässlich, mit zugleich verträumten und scharf beobachtenden Augen, die manchmal erstaunt, oft aber auch recht prüfend in die Welt blicken konnten. Er studierte an irgendeiner fremden Universität Juristerei; davon verblieb ihm ein unversöhnlicher Hass gegen die Advokaten und ihre Tätigkeit. Ich weiss nicht, an welch anderer Schule er den ruhigen, aber unerbittlichen Skeptizismus seines Urteils erlernt hat, mit dem sich sonderbarerweise ein tiefes Bereitsein zur Leidenschaft gut verträgt. Die Kühle der Vernunft nützt und schadet ihm somit praktisch nichts, denn in seinem Innern herrscht doch immer – sei es gut oder schlecht – das Gefühl vor.»

Das Werk, das Francesco Chiesa zu dem berühmtesten Schriftsteller der damaligen italienischen Schweiz machte, war *Kalliope*. Zu Anfang unseres Jahrhunderts gab der Dichter den ersten Teil dieser als Trilogie gedachten, aus 220 Sonetten aufgebauten ‹Menschheitsdichtung› heraus; er trägt den Titel *Der Dom* und stellt das Mittelalter als plastische Vision dar. Ein Jahr danach erschien als Sinnbild der Renaissance der zweite Teil *Die Königsburg*, und anstelle des erwarteten dritten Teils veröffentlichte Chiesa drei Jahre später das umgearbeitete Werk unter dem Titel *Kalliope*. Es ist eine grossartige Schau der Weltgeschichte. Die Neuzeit wird symbolisiert durch *Die Stadt*. Unerschütterlicher Glaube an künftige Harmonie beseelt das Buch, ein Glaube, der freilich in späteren Jahren unter dem Eindruck der beiden Weltkriege stark modifiziert wurde. Hier nun ein Beispiel aus *Die Stadt:*

Ich sehe dich, o Stadt, wie einen Teil
des Altertumes, lang zertrümmert
schon ...
Bist du nicht Ninive und Babylon,
nur Scherben noch aus Ton und aus
Email?

Aus dichtem Rauch erhebt sich leer und
steil
dein Mauerwerk, irr gellt der Stimmen
Ton;
es kreist der Horizont um dich, davon
reisst er dich wie ein Sturmwind; nichts
bleibt heil.

O Babylon, aus ihrer Richte fallen
die letzten Türme, alles fällt wie Laub,
du birgst dich, während Dampf und
Rauch aufwallen.

Die Menschen fallen scharfem Schwert
zum Raub,
auf die Altäre stürzt die Wucht der
Hallen,
und über alles rieselt dichter Staub.

Durch seine *Historien und Legenden* wurde Chiesa auch als Prosaist bekannt. Doch vergisst man selbst hier nicht, dass er von der Lyrik herkommt. Zum Besten gehören die lyrischen Landschaftsschilderungen. Man könnte sich denken, dass sich der Dichter durch seine umfassenden Geschichtskenntnisse und die Leichtigkeit, mit der er sich in langvergangene Zeiten hineinzudenken vermag, versucht gefühlt hätte, sich mit einem historischen Stoff zu beschäftigen. Seltsamerweise schildert er jedoch in diesen stilisierten Rahmen-

erzählungen nicht geschichtliche Persönlichkeiten, sondern erfindet die Helden seiner Historien. Dadurch gewinnen seine Gestalten etwas Verhaltenes, Fernes.

In dem Gedichtband *Frühlingsfeuer* dagegen gelingt es dem 47jährigen Dichter, unmittelbare Naturdichtung zu gestalten. Blumen, Mauern, Häuser, Berge sind mit dem Malerauge gesehen. Die Tessiner Landschaft leuchtet in verklärtem Licht. Alles ist einfach und natürlich, ist Freude am reinen Schauen. Oft klingt ein leises Heimweh nach Vergangenem auf, doch ist es überglänzt von ruhigem Sichbescheiden und stiller Wonne am Gegenwärtigen. Verhaltene Resignation paart sich mit froher Lebensbejahung.

Zwei Jahre später erscheinen die *Bubengeschichten*. Der Erfolg dieser Prosa veranlasste Chiesa, eine Fortsetzung seiner Kindheitserinnerungen zu schreiben, die er unter dem Titel *Märzenwetter* veröffentlichte.

Dort, wo Chiesa nicht aus der Erinnerung oder aus dem Erleben heraus schreibt, wie zum Beispiel in den Romanen *Villadorna* und *Sant'Amarillide* oder in den Novellen *Reisegefährten*, in denen er erdichtetes Leben und erdachte Persönlichkeiten schildert, haben seine Bilder nicht ganz die Unmittelbarkeit, die den Zauber von *Märzenwetter* ausmacht. Sobald er aber zu sich selbst und seinem Lebenskreis zurückkehrt, wie in den *Geschichten aus meinem Garten*, den *Spaziergängen*, den *Jugenderinnerungen* und *Bei den Meinen*, finden wir wieder all das, was Francesco Chiesa zu dem Dichter macht, den wir lieben.

In vollendeter Form ist die Naturverbundenheit in dem Gedichtband *Der gestirnte Abend* ausgedrückt, der neben Sonetten eine Reihe elfsilbiger Verse enthält, zum Beispiel:

San Giovanni (24. Juni)

Im Herzen blühte mir heut nacht die alte
Gewohnheit wieder auf. Nun geh ich, kaum dass
es tagt, denselben Pfad, den früher oft ich
gegangen bin, weit durch die stillen Fluren.
Es ist dasselbe hohe Gras, es neigt sich –
o Heil'ger – unter dem Gewichte deines
geweihten Taus. Ich tauche tief die Hände
hinein, bis dass sie rein und ruhig werden
und frei von allem Fieber. Und ich hebe
sie auf, beschwert von deinen hellen Tropfen,
und meine Augen wasche ich wie früher,
da ich ein Knabe war ... «O San Giovanni»,
so flehten ehmals meine Knabenlippen,
«mach du, dass frei und rein von allem Bösen
mein Auge sei!» ... Zwar schmerzend Unheil trage,
bewusste Blindheit heut ich nicht, o Heil'ger.
Und dennoch bitt ich immer noch und fleh'nder,
es möge mir dein Tau die Augen heilen. –

Das Gefühl des Noch-nicht-Genügens, das jeden Schaffenden von Zeit zu Zeit überfällt, zwang Chiesa zum Neugestalten vieler früherer Gedichte. So entstand der Band *Der nie zufriedene Künstler*, der eine Auswahl oft umgearbeiteter, vereinfachter, aufgelokkerter Gedichte aus früheren Bänden mit einer Anzahl neuer, bis dahin noch unveröffentlichter Texte in sich

vereint. Wenn Chiesa in einem Brief schreibt: «Ich möchte alles noch einmal neu dichten können, doch das ist unmöglich», hat er zumindest mit einigen Beispielen aus diesem letzten Gedichtband seinem Wunsch auf eindrückliche Weise Genüge getan.

Hannelise Hinderberger

DEN MENSCHEN RESPEKTIEREN

Giorgio Strehler interpretiert «Nachtasyl» von Maxim Gorki

Einige Gastspiele, die im Verlauf der letzten Jahre von ausländischen Truppen in Zürich zu sehen waren, bestärkten mich in der Überzeugung, sinnvoll sei die Reihe «Theater in vier Sprachen» vor allem dann, wenn die Gäste Werke in der Originalsprache aufführen. Seit ich Strehlers Inszenierung des «Nachtasyls» im Schauspielhaus gesehen habe, muss ich mir selber widersprechen. Hier ist eine italienische Version, eine italienische Antwort realisiert, die das Verständnis des russischen Textes (den ich freilich nur in Übersetzungen kenne) erweitert und vertieft. Einmal darum, weil sich die angestrebte nicht-naturalistische Interpretation als tragfähig erweist. Nicht das Milieu, nicht die nach dem Leben gezeichneten, historisch lokalisierten Elendsgestalten treten jetzt auf, sondern Menschen in der Tiefe, Ausgestossene einer Gesellschaft, die nur beispielshalber die zaristische sein könnte, aber durchaus auch unsere Gesellschaft. Das hat mit oberflächlicher Aktualisierung nichts, mit Werktreue jedoch sehr viel zu tun. Nicht die vordergründige Tendenz ist wichtig. Es geht um den Menschen, um seine Wahrheit und um seine Würde.

Spezifisch italienisch scheint mit die Verlebendigung des Textes, seine Übersetzung in Geste und Ausdruck. Das ist zwar die Aufgabe der Schauspieler in jedem Fall; aber hier ist sie in einer Weise gelöst, die höchste Bewunderung verdient. Gorkis Stück, das Strehler übrigens unter dem ursprünglichen Titel «Na dné» («Nel Fondo», «In der Tiefe») vorstellt, ist dramaturgisch eine Folge von Gesprächen zwischen Menschen, die durch Zufall zusammengekommen sind. Der geniale Zugriff des Regisseurs und seines «Gruppo Teatro e Azione» besteht darin, dass aus diesen Dialogen eine durchkomponierte Folge von Theaternummern gewonnen wird. Die Menschen im Nachtasyl spielen sich selbst, sie agieren auf einer Bühne in einem tieferen Sinn, indem sie ihre Schicksale erzählen, ihren Lastern fröhnen, ihre Sehnsüchte und Erinnerungen aussprechen. Ein bewegtes und bewegendes Bild des Menschen in der Tiefe nimmt durch ihre Gestik, ihre Suada, ihr Schweigen und ihr dumpfes Brüten Gestalt an.

Wie sehr ein Regiekonzept, das aus dem innersten Wesen des Dramas abgeleitet ist, alle an der Inszenierung beteiligten Künstler erfasst und eine Spielgemeinschaft produktiv werden lässt, zeigt sich im Bühnenbild von *Ezio Frigerio*. Die Pritsche, die er

parallel zum Proszenium über die ganze Bühnenbreite erbaut hat, kann verstanden werden als Podium, als erhöhte Spielfäche auf der Bühne. Sie ist zugleich eine Art Rampe an einem Abstellgleis, Hinweis auf die Situation der Nachtasylbewohner. Diese Assoziation wird unterstützt durch den Umstand, dass das Geräusch durchfahrender Züge, die Signalpfeifen der Lokomotiven und das Schlagen der Räder die Szenen rhythmisch gliedern. Von oben links, wo die Bahnlinie zu denken ist, dringt jeweils Rauch in das Kellergemach, ein Nebel, der die Konturen verhüllt und sich allmählich verzieht, optisches Zeichen für den Prozess der Aufklärung und Erkenntnis, zu dem Satin, die interessanteste Figur des Stücks, seine Schicksalsgenossen hinführen möchte. Das Thema nämlich, das Strehler klar und entschieden herausarbeitet, ist der Mensch. Ihm gilt die Liebe des Dichters und seines Interpreten, ihm gebührt Respekt. Es ist seiner unwürdig, in der Tiefe zu vegetieren wie die Gestalten des «Nachtasyls». Was hat diese Gestalten dahin geführt, wodurch werden sie sich befreien?

Hier besteht, im Stück selbst und in der Inszenierung, die Gefahr eines Missverständnisses. Die Ursache des Elends ist nicht deutlich sichtbar. Wir erfahren von Satin, dass er im Gefängnis war und seither seinen Weg versperrt gefunden hat. Pepel, ein prächtiger junger Mann, gilt als Dieb, seit er einmal erwischt wurde. Der Schlosser Kleschtsch hat eine todkranke Frau und keine Arbeit. Gestrandet und gescheitert sind sie alle. Ist es das, was in den Augen des frommen Pilgers Luka einfach Schicksal heisst, was sie in die Tiefe warf? Luka predigt Ergebenheit und Mitleid. Aber dagegen lehnt sich Satin auf. Er fordert, dass der Mensch respektiert werde. Nicht allgemeines Menschenschicksal will Gorki aufzeigen, sondern gegen die Ungerechtigkeit protestieren, die denen widerfährt, die gestrauchelt sind. Sie sollen ihr Geschick selbst in die Hand nehmen, sie sollen sich selber respektieren, weil sie Menschen sind. In Strehlers Inszenierung gibt es eine Schlüsselszene gegen den Schluss des Abends: einen Appell zur Auflehnung, zur Verweigerung des Daseins im Elend. Der Vorhang ist nur halb geöffnet, der Zuschauerraum halb erhellt. Denn was Satin und der Baron vor dem Vorhang sprechen, ist nicht mehr Darstellung allein, sondern Aufruf. Der Baron ist ein Müssiggänger und Träumer. Solange ihn seine gesellschaftliche Stellung trug, liess er es sich gefallen und lebte in den Tag hinein. Selbst in der Erniedrigung, nachdem er alles durchgebracht hat und der schäbige Zuhälter eines Strassenmädchens geworden ist, rafft er sich nicht auf. «Lächerlich, was?» fragt er Satin. Aber der findet es eher dumm. Er denkt nach über die Dinge und findet, dass der Mensch frei sei, die Wahrheit: «La verità è la divinità degli uomini.» Er lehnt sich auf gegen den Nebel des Trostes, den Luka mit seinen frommen Geschichten verbreitet. Nicht das Narkotikum der Illusion, sondern die klare Erkenntnis von der Würde des Menschen und die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, zählen für ihn. Im Hintergrund, zwischen dem halbgeöffneten Vorhang, erblickt man in dieser Szene die Gestalt des Schauspielers: des Menschen in der Entscheidung. Wohin wird er sich wenden?

Mit dieser Szene sucht Strehler zu

verdeutlichen, ja fast in der Art eines Manifestes zu demonstrieren. Auch das ist mit äusserster Sicherheit gemacht, genau abgewogen, klug berechnet und in die gesamte Inszenierung integriert. Aber ich meine, gewaltiger als diese unmissverständliche Aufforderung zur Auflehnung gegen das Leben in der Tiefe packt uns die Aussage und Selbstdarstellung der Elendsgestalten, in denen die italienischen Schauspieler als Einzelfiguren und im Zusammenspiel einen weit stärkeren Appell erlassen, als je ein Manifest vermöchte. Ich möchte das mit zwei Beispielen belegen.

Der Schlosser Kleschtsch, gespielt von Cip Barcellini, ist ein Strunk von einem Menschen: wortkarg, vierschrötig, unbeholfen. Er steht während des ersten Aktes fast immer mit dem Rücken zum Publikum vor einem kleinen Amboss und werkelt vor sich hin, keine rechte Arbeit zwar, aber er kann nun einmal seine Hände nicht ruhig halten. Seine schweren Pranken sind das Organ, mit dem er sich ausdrücken kann; mit der Feile oder mit der Zange in der Hand ist er zufrieden. Seine Frau liegt in einem Nebengemach im Sterben, man hört sie röcheln, man sieht an ihrem Schatten hinter dem Vorhang, wie sie sich aufbäumt und nach Atem ringt. Kleschtsch steht herum, und man könnte vielleicht denken, dass er gefühllos sei. Aber wenn er für Augenblicke in seiner ziellosen Beschäftigung innehält, sammelt sich seine ganze Verzweiflung in seinen Händen. Was soll er denn tun? Tatsächlich ist er kaum je auf der Bühne zu sehen, ohne dass er etwas bastelt oder flickt. Diese Figur – und sie ist hier nur als Beispiel genannt – hat mich in ihrer ganzen Hilflosigkeit, in ihrer Unfähigkeit zu artikulieren, was sie bewegt, zutiefst erschüttert. Es ist eine Nebenrolle ohne viel Text. Aber die Figur ist so gross und klar, so unübersehbar und richtig, dass sie einen tagelang verfolgt. Und das zweite Beispiel: Natascha, die Schwester der Asylwirtin Wassilissa, ist eine junge Frau, die still ihrer Wege geht. Sie wird von der Schwester ausgenützt, aber sie trägt es ohne Murren. Pepel hat ein Auge auf sie geworfen, etwas wie Hoffnung keimt auf, wenn die beiden sich anschauen. Diese Frauengestalt, gespielt von Mariella Zanetti, verbreitet etwas wie Feierlichkeit und Würde. Man spürt, dass etwas anders ist im Raum, wenn sie auftritt, man spürt es an der fast unmerklichen Veränderung der Szene.

In dieser Weise könnte man weiterfahren. Jede Figur ist zu ihrer eigenen Wahrheit gebracht. Den Menschen respektieren: das ist nicht ein Aufruf aus Worten, das ist eine Tat. Strehler und seine Schauspieler machen Ernst damit, indem sie zum Wesen vordringen, zur unverfälschten und packenden Wahrhaftigkeit des Menschen. Darum gleitet die Inszenierung nie ins Deklamatorische ab, auch da nicht, wo sie verdeutlichen will im manifestartigen Schluss. In einer Anmerkung Giorgio Strehlers zu Gorkis Stück, die im Programmheft abgedruckt ist, erklärt der Regisseur, dass die nichtnaturalistische Darstellung keineswegs anti-realistisch sei. Er wolle nur nicht «einen durchs Schlüsselloch der Jahrhundertwende in vereinfachender Begrenztheit beobachteten Ausschnitt aus dem Privatleben» geben. Vielmehr soll in der Inszenierung jede Gestalt so angelegt sein, dass sie über die Bedingtheiten des Milieus und der Zeit hinausweist: «Denn jeder dieser in die

sehr konkrete Mülltonne des ‹Na dné› gestopften Menschen trägt in seinem Stammeln, seinem Monologisieren, im stetigen Wiederholen seiner Phrasen immer den Entwurf für eine Art zu leben, für eine dem ‹Na dné› völlig entgegengesetzte Welt in sich, auch wenn er sie nur vage oder gar nicht auszudrücken vermag». Das ist es, was wir als Wahrheit der Darstellung erfahren, ja es ist so, dass die Wirklichkeit des Theaters stärker und eindringlicher als jede Beschreibung oder Zielsetzung genau das erreicht: dass wir die Sackgasse der Gesellschaft, diesen düsteren Bereich in der Tiefe, als eine Beleidigung und Entwürdigung des Menschen empfinden. Man darf daher wohl sagen, in dieser Aufführung werde Kunst – und es ist vollendete Kunst der Darstellung, des Ensemblespiels, der Präzision und poetischen Dichte – unmittelbar politisch. Sie bewirkt Veränderung des Bewusstseins, sie öffnet die Augen.

Vor einem Vierteljahrhundert hat Giorgio Strehler das Piccolo Teatro in Mailand mit Gorkis «Nachtasyl» eröffnet. Die Aufführung, so lese ich, sei voller Lokalkolorit, sehr, sehr russisch und sehr genau in ihrem naturalistisch erfassten Zeitcharakter gewesen. Man kann an der völlig neuen und völlig anderen Konzeption der Inszenierung, von der hier die Rede ist, wohl ermessen, wie weit die künstlerische Entwicklung den Mann geführt hat, der einer der Bahnbrecher und grossen schöpferischen Träger des heutigen Theaters ist. Das Zeichen jedoch, unter dem diese Arbeit steht, ist in den Worten Satins im «Nachtasyl» signalisiert: «La verità è la divinità degli uomini liberi.»

Anton Krättli